

Prof. Dr. med. Undine Lang im Porträt

«Ich bin nicht der Typ, der ein Forschungsthema jahrzehntelang verfolgt»

Prof. Dr. med. Undine Lang ist seit 2012 Klinikdirektorin der Klinik für Erwachsene und der Privatklinik der Universitären Psychiatrischen Kliniken (UPK) Basel. An der Klinik schätzt sie das Engagement der Pflegenden und das Open-Door-Konzept, das dank des Engagements vieler Mitarbeiter:innen und Stakeholder in den letzten Jahren umgesetzt werden konnte. Weshalb sie sich auch in der Stadt Basel sehr wohl fühlt, welche Aspekte der Psychiatrie sie am meisten faszinieren und warum sie das Kochen meist ihrem Mann überlässt, erzählt sie im Interview.

Interview | PD Dr. Simone Bürgler



Prof. Dr. med. Undine Lang,
Klinikdirektorin der
Klinik für Erwachsene und
der Privatklinik der
Universitären Psychiatrischen
Kliniken (UPK) Basel

● **BrainMag: Prof. Lang, wann wussten Sie, dass Sie Psychiaterin werden wollen?**

Undine Lang: Schon sehr früh. Ich habe mir zwar auch überlegt, Psychologie zu studieren, aber in meinem familiären Umfeld gibt es viele Mediziner:innen. Diese haben mir zu einem Medizinstudium geraten. Innerhalb der Medizin fand ich die Psychiatrie immer schon das spannendste Fach.

Weshalb?

Weil die Psychiatrie interdisziplinär ist und man so viel verändern kann. Gerade jetzt mit der Klimakrise sind wir Psychiater:innen stark gefordert. Wie geht man damit um, dass man nicht ewig wächst? Wie kann man in Krisenphasen resilient sein? Philosophie, Ethik, Psychologie, Medizin, Soziologie, Biologie – in der Psychiatrie spielen enorm viele Faktoren eine Rolle. Um den Patient:innen gerecht zu werden, muss man ein ganzheitliches Bild vertreten. Mir ist wichtig, dass wir weniger Symptome bekämpfen, sondern Ressourcen stärken, dass wir den Lebensentwurf der Menschen respektieren, die sich uns anvertrauen und dass wir im Sinne der Anliegen unserer Patient:innen wie ein Anwalt fungieren. Dabei sollten wir eher auf die Beziehung setzen als auf (strukturelle) Sicherheit. Zwei meiner Hauptanliegen in der Klinik sind das Empowerment der Patient:innen und die Angstfreiheit bei den Mitarbeiter:innen, was dann zu einer Reduktion von Zwang führt. Dies ist uns in Basel in den letzten Jahren sehr gut gelungen. Wir müssen dafür sorgen, dass Menschen die Behandlung in der Psychiatrie genauso in Anspruch nehmen wie in der somatischen Medizin – ohne Vorbehalte und ohne Sorge, bevormundet zu werden. Wichtig ist auch, zu antizipieren, dass alle psychiatrischen Erkrankungen mit körperlichen Veränderungen einhergehen. Ganz oft äussern sich körperliche Erkrankungen psychisch und umgekehrt. Das macht die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen medizinischen Disziplinen so eminent wichtig und spannend.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Bei depressiven Erkrankungen sind praktisch alle Körpersysteme verändert, das Immunsystem, das metabolische System, das kardiovaskuläre System, die Stresshormone. Körperliche Erkrankungen äussern sich in depressiven Symptomen und depressive Symptome verändern körperliche Erkrankungen. Wir haben in unserer Klinik das Glück, dass einige Oberärzt:innen mehrere Facharztanerkennungen besitzen und damit auch im Bereich der inneren Medizin profunde Kenntnisse aufweisen.

Undine Lang zusammen mit Prof. Dr. med. Christian Huber an der Verleihung des FMH-Preises 2021



Ist Ihnen Aktualität bei Ihrer eigenen Forschung wichtig?

Ja, ich bin nicht der Typ, der ein Thema über Jahrzehnte verfolgt. Früher habe ich eher Grundlagenorientiert geforscht. Eines meiner Forschungsinteressen galt der Rolle des *Brain-Derived Neurotrophic Factor (BDNF)* in der Pathogenese und Behandlung von psychiatrischen Erkrankungen. Dieses Thema ist gerade wieder sehr aktuell, was mich natürlich freut. Seit ich Klinikdirektorin bin, verfolge ich nicht mehr selber ein einzelnes Forschungsthema, sondern fördere im Sinne eines Bottom-Up-Prozesses die Forschenden unserer Klinik bei der Realisierung ihrer eigenen Projekte und Ideen. Dadurch ist die Forschung, in die ich involviert bin, sehr viel breiter und vielschichtiger geworden.

«Dank meinen ausgezeichneten Mitarbeiter:innen bleibt mir auch Freizeit.»

Welche Art von Forschung unterstützen Sie?

Wichtig ist mir, dass die Forschung zu Fortschritten in der Wahrnehmung der Psychiatrie als modernes Fach und der Behandlung der Patient:innen führt. Wir bieten also einerseits neue Behandlungsformen an – sei es eine offene Psychiatrie oder neue psychotherapeutische Konzepte, die wir dann beforschen – und zeigen, was für Auswirkungen diese haben. Oder wir untersuchen in klinischen Studien experimentell neue Behandlungsformen, seien es Psychedelika, neue Substitutionsmöglichkeiten, Sport, tiergestützte Therapie, Probiotika oder Resilienztrainings, mit dem Ziel, diese Behandlungen dann wiederum in der Klinik breiter zu implementieren. →

Was beinhaltet eine typische Arbeitswoche?

Zweimal in der Woche mache ich Visite, davon einmal auf einer Normalabteilung und einmal auf einer Privatabteilung. Dabei frage ich die Patient:innen, wie es ihnen geht und ob sie mit der Behandlung zufrieden sind. Ich bekomme durch die Visiten ein sehr gutes Gespür für die Behandlungszufriedenheit, die Atmosphäre der Abteilungen und die Aufnahmepraxis und Triage etc. Dazu kommen die Klinikkonferenzen, an denen über neu eingetretene Patient:innen gesprochen wird. Dies ist wichtig, weil wir das Open-Door-Konzept nur dank unserem Track-Konzept möglich ist, bei dem wir die Betroffenen diagnosespezifisch behandeln. Alle zwei Wochen fallen Geschäftsleitungssitzungen an, bei denen administrative Themen besprochen werden. Und schliesslich führe ich natürlich oft auch Gespräche mit Mitarbeiter:innen, bin im Austausch mit Kolleg:innen und Stakeholdern oder halte Vorträge an anderen Kliniken oder bei Studierenden.

Was sind die Vorteile und Herausforderungen des Open-Door-Konzepts?

Durch dieses Konzept werden alle eintretenden Patient:innen beim jeweiligen Experten oder der Expertin behandelt, es werden psychotherapeutische Strategien auch für Notfallpatient:innen oder unfreiwillig eintretende Patient:innen ausgearbeitet. Jede Abteilung hat eine Verantwortung, ihren Patient:innen auch in Krisen beizustehen, statt sie zu verlegen. Wir müssen immer wieder darauf achten, dass Verlegungen sich nicht häufen oder eine Konzentration von schwer Erkrankten auf bestimmten Stationen auftritt.

Sie sind seit 2012 Klinikdirektorin hier an den UPK. Wie kam es dazu?

Ich war damals als Oberärztin an der Charité tätig und hatte habilitiert, somit lag es auf der Hand, mich auf eine Chefarztstelle zu bewerben. Die Stelle an den UPK stand dabei gar nicht so sehr im Fokus. Im Nachhinein bin ich sehr froh darüber, dass es mit der Stelle geklappt hat. Die Menschen hier in Basel sind offen und liberal. Eine von uns durchgeführte Bevölkerungsumfrage hat ergeben, dass die Basler:innen sehr skeptisch gegenüber Zwangsmassnahmen und Zwangseinweisungen sind. Dies passt sehr gut zu meiner Haltung und ich fühle mich sehr wohl hier.

Vorher waren Sie in Tübingen, Berlin und Dresden tätig. Welches sind die deutlichsten Unterschiede zwischen Deutschland und der Schweiz in Bezug auf Ihre Tätigkeit?

Ein grosser Unterschied ist, dass die Pflege in der Schweiz sehr engagiert ist und sich für die bestmögliche Versorgung einsetzt – zumindest ist dies an unserer Klinik so. Viele Pflegenden sind auch akade-

misch sehr interessiert. Zudem wird hier mehr Zeit in die Ausbildung investiert, beispielsweise bei den Assistenzärzt:innen. Ein weiterer Unterschied sind die flacheren Hierarchien. Hier an der Fakultät und an der Klinik duzen wir uns eigentlich alle.

Unterscheiden sich auch die Patient:innen?

In Berlin waren die Aufnahmekapazitäten viel kleiner, Patient:innen waren damit stärker betroffen, wir konnten viele Menschen nicht stationär aufnehmen, die eine Versorgung gebraucht hätten und das war teilweise belastend. In Dresden hingegen war es ähnlich wie hier.

Auf Ihrer persönlichen Webseite zeigen Sie Patientenporträts in Form von Kurzfilmen. Wie kam es zu diesem Projekt?

Bei uns an der Klinik gab es Patient:innen, die sich wünschten, dass ihre psychiatrischen Erkrankungen gleich wahrgenommen würden wie körperliche Erkrankungen und zeigten wollten, dass die Behandlung eben sehr erfolgreich ist in der Psychiatrie. So kam die Idee auf, diese Patient:innen zu porträtieren, um ihnen eine Stimme zu geben. Für die Umsetzung habe ich Interviews mit den Betroffenen geführt. Der Regisseur Bo Slatzky, ein Freund meiner Assistentin, hat die Aussagen der Patient:innen anschliessend mit Filmen hinterlegt. Im Fokus der Filme stehen die wichtigsten persönlichen Botschaften dieser Menschen.

«Dass die Basler:innen skeptisch gegenüber Zwangsmassnahmen sind, passt sehr gut zu meiner Haltung.»

Sie sind auch in der Lehre tätig und engagieren sich in Fachgesellschaften und Kommissionen. Bleibt da noch Freizeit?

Ja, und zwar dank meinen ausgezeichneten Mitarbeiter:innen. Eine der wichtigsten Aufgaben in meiner Funktion als Chefin sehe ich darin, die individuellen Fähigkeiten und Stärken meiner Teammitglieder zu erkennen und sie walten zu lassen. Ich bin keine kontrollierende Person und lerne viel von meinen Mitarbeitenden. Entscheidungen werden bei uns als Team getroffen und deshalb gibt es in unserem Leitungsteam aktuell keinerlei Grabenkämpfe, sondern einen starken Rückhalt. Dies erlaubt mir, mich auch mal entspannt zurückzulehnen. Im Urlaub höre ich oft überhaupt nichts von der Klinik, weil es auch ohne mich bestens läuft.



Undine Lang bei einer Oktoberfeier der Privatklinik zusammen mit den Klinikleitungsassistentinnen Suzan Can und Nicole Wyss und den Oberärzten Thomas Sauer und Markus Mühlhauser



Undine Lang mit ihrem Mann in der Oper in Zürich ...



... und in der Paris Bar in Berlin

Was machen Sie in Ihrer Freizeit?

Mein Mann und ich sind gerne mit unserem Hund unterwegs und reisen in den Ferien oft nach Italien. Unsere letzten Ferien haben wir in Montreux am Genfersee verbracht. Ich bin sehr wasseraffin und verbringe gerne Zeit an einem See. Ein See bringt ja auch immer eine gewisse Ruhe mit sich, deshalb lese ich dort auch gerne, insbesondere Krimis mag ich. Bei gewissen Autorinnen wie Ingrid Noll zum Beispiel erwarte ich jeweils schon mit Vorfreude das nächste Buch.

Zu welcher Rasse gehört Ihr Hund?

Es ist ein Havanesermischling, also ein weisser Mischling, der einem Malteser ähnlich sieht, aber deutlich grösser ist. Angeschafft hatte ich ihn mir übrigens aufgrund eines im Nachhinein falschen Tipps von

einem Veterinär, der mir sagte, kleine Hunderassen eigneten sich gut als Therapietiere. Wir hatten damals an der Charité gerade Therapiehunde eingeführt, und ich dachte, einen solchen Hund könnte ich dann gut zur Arbeit mitnehmen. Es hat sich dann aber herausgestellt, dass die kleinen Hunderassen gar nicht unbedingt besonders gute Therapiehunde sind, da sie sich schnell aufregen und bellen. Als Wachhund ist Ivo aber super geeignet.

Sie wohnen in Basel. Was gefällt Ihnen an der Stadt besonders?

Wir sind kürzlich nach Kleinbasel umgezogen. Mir gefällt die Vielfaltigkeit, es gibt viele internationale Restaurants und nette Treffpunkte. Es ist immer etwas los! Allerdings beneide ich die Zürcher etwas um ihren See. →



Ihre Ferien verbringt Undine Lang gerne am Wasser.



Undine Lang mit ihrem Hund Ivo

Was vermissen Sie an Ihrer Heimat Österreich?

Als ich kürzlich nach längerer Zeit wieder nach Innsbruck kam, habe ich gemerkt, dass mir die Berge gefehlt haben. Ich habe sie zwar nie bestiegen und habe auch ihr Fehlen nicht bemerkt, aber sie geben eine Kulisse der Geborgenheit, Sicherheit und Orientierung.

Vermissen Sie auch das österreichische Essen?

Ja, die Mehlspeisen wie Germknödel oder Tiroler Speckknödel fehlen mir tatsächlich auch. Ganz allgemein schmeckt mir aber sehr vieles, gerade auch italienisches Essen wie Pasta, und natürlich auch Süßigkeiten. Aufgrund der Klimakrise esse ich weniger Fleisch.

«Ein See bringt immer eine gewisse Ruhe mit sich.»

Kochen Sie gerne?

Mein Mann kocht sehr häufig. Ich kann zwar kochen, bin aber froh, dass er das übernimmt. Wir laden oft Freund:innen zum Essen ein, oder sind eingeladen, was wir sehr genießen. O

7 FACTS ABOUT...

Undine Lang



- 1 In ihrem Büro steht eine Couch – eine Analyseausbildung hat sie aber (noch) nicht gemacht.
- 2 Wollte als Kind Tierärztin werden.
- 3 Hat 1996 in der Alterspsychiatrie der UPK Basel ein Praktikum absolviert. Sowohl die Stadt wie auch die Klinik haben ihr schon damals sehr gut gefallen.
- 4 Ist dabei, die Schweizer Staatsbürgerschaft zu erwerben, möchte aber die österreichische behalten.
- 5 Einen Fernseher besitzt sie nicht, dafür aber einen Beamer und eine Leinwand, die sie oft zum Filme anschauen nutzt.
- 6 Obwohl sie in Innsbruck aufgewachsen ist, ist sie keine passionierte Bergsteigerin oder Skifahrerin. Im Skilager war sie meist in der langsamsten Gruppe.
- 7 Ihr Hund heisst Ivo und lässt sich nicht gerne fotografieren.